

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Dobrick, Barbara
Überraschung am Valentinstag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Samstag, 3. Januar – um 3 Grad, naßkalt

Ein Schnupfen, ein kleiner, harmloser Schnupfen. Und was tat Viktor? Er litt so erbärmlich, daß ein einigermaßen sensibler Mensch allein durchs Zuschauen und -hören ebenfalls in die Kissen zu sinken drohte. Stündlich veröffentlichte er in epischer Breite den aktuellen Schnupfenzustandsbericht: die Befindlichkeit der Schleimhäute in der Nase, die vom Schneuzen aufgegrauhte Haut unter der Nase, das tränende rechte Auge, Druck hinter beiden Augen, spröde Lippen, in Mitleidenschaft gezogenes Zahnfleisch, geschwollene Rachenmandel links, keine Heiserkeit, aber Husten. Und dann die Gliederschmerzen! Diese Vorträge fanden nicht nur in einem klagenden, sondern in einem regelrecht anklagenden Tonfall statt, als hätte ich ihm diese schreckliche Krankheit angehext. So ging das schon drei Tage lang. Am ersten Tag war ich die liebste Krankenschwester, die man sich denken kann, brachte Fieberthermometer, Aspirin und Vitamintabletten, fragte nach Essens- und Getränkewünschen und drückte Bedauern, Mitgefühl und Zuversicht hinsichtlich einer baldigen Genesung aus. All diese Liebesdienste wurden nur mit Knurrlauten oder leisem Stöhnen beantwortet. Am zweiten Tag, als ich selbst die ersten Anzeichen eines Schnupfens spürte, sagte ich auf das mittägliche Bulletin: »Na, dann werd mal schnell gesund, damit du mich pflegen kannst.« Wortlos, mit waidwundem Blick, den Kopf zwischen den breiten Schultern eingezogen, wandte sich mein Held ab und verschwand im Schlafzimmer, aus dem dann eine Stunde lang besonders heftige Schnuez- und Hustgeräusche drangen.

Nachmittags hatte ich es mir und meinem dann ebenfalls ernst zu nehmenden Schnupfen auf dem Sofa gemütlich gemacht, mit einer Wolldecke, einem schönen Schmöker, heißem Tee und der griffbereiten Fernsehfernbedienung. Ab und zu schaute mein lieber Mann um die Ecke und fragte Fragen wie »Haben wir

überhaupt keine Papiertaschentücher mehr?« oder »Hatten wir nicht mal eine Wärmflasche?« Dabei blickte er so, als hätte ich ihn krank und unbekleidet bei Schnee und Eis ausgesetzt. Bloß nicht lachen und nicht schnippisch antworten, dachte ich, denn ich wußte längst, daß zu den Symptomen einer Erkältungskrankheit bei ihm vollständiger Humorverlust gehört.

Als ich dann mit meiner Kollegin Astrid telefonierte, um mit ihr über einige Zeugniszensuren zu sprechen, und ihr erzählte, wie stoisch ich die Krankheit meines Leidensgenossen ertrüge, erfuhr ich, daß Astrid und ihr Manfred noch viel schlimmer dran waren. Sie hatten nämlich bereits seit fünf Tagen die Grippe. Und die begann so: Als Astrid abends um sechs mit schmerzenden Gliedern und heißem Kopf vom Großeinkauf für Silvester und Neujahr nach Hause kam, lag Manni schon mit Pudelmütze im Bett und stöhnte so, daß Astrid kurz davor war, beim Arzt anzurufen. Sie steckte Manfred ein Fieberthermometer in den Mund, dann stellte sie die Waschmaschine an, säuberte die Katzenklos, goß die Blumen und kochte eine Suppe. Manfred hatte 38,1 Fieber, und als Astrid sich Stunden später ins Bett legte, stellte sie fest, daß sie selbst 39,8 hatte. »Ich hab auch schon darüber nachgedacht, warum Männer erkältet und vergrippt so hemmungslos leiden«, sagte sie. »Mir ist nur eine Erklärung eingefallen: Sie müssen unverschnupft immer so übermenschlich tapfer sein.«

Astrid und ich waren entschlossen, bis zum ersten Schultag am Montag wieder gesund zu werden, damit nicht gleich Vertretungsunterricht gegeben werden müßte. Nach Weihnachten sind die Kinderchen ohnehin durch den Wind. Die einen haben zuviel, die anderen zuwenig bekommen. Spitzbübische bewahren sich Knaller für den Schulhof auf, und die Ängstlichen denken schon daran, daß es in vier Wochen Zeugnisse gibt. Zeugnisse! Während der Ferien wollte ich möglichst wenig an diese noch vor mir liegende Arbeit erinnert werden.

Susanne stapfte mit Dotta im Gefolge durch den Garten. Hübsch sah meine liebste Freundin aus. Ein Lichtblick, nicht

nur wegen ihrer knallblauen Jacke und des türkisfarbenen Schals, die ihre blauen Augen so schön leuchten ließen.

»Ach was«, hatte sie gesagt, als ich sie fragte, ob sie nicht lieber nach Hause fahren wolle, um sich vor unseren Bazillen in Sicherheit zu bringen. »Wenn ihr mich ansteckt, könnte ich endlich auch mal tagelang guten Gewissens im Bett bleiben. Außerdem hätte ich dann bei meiner nächsten Sendung die interessante Stimme, die ich mir schon immer gewünscht habe.«

Ich wollte auch an die Luft. Handschuhe, Mütze, Stiefel waren seit Wochen überflüssig. Die Rosen an der Hauswand und das Jelängerjeliieber hatten zarte Blätter getrieben. Das Franzosenkraut blühte sogar, und die Schneeglöckchen wollten es ihm nachtun. Susanne schnitt Forsythienzweige. Dotta rieb ihren dicken Kopf an Suses rechtem Bein und schnurrte.

»Von wegen Januar«, sagte sie, »sieht doch alles nach März aus.«

Ich machte mir Sorgen um Susanne. Seit sie Thomas Kleinschmidt im Herbst den Laufpaß gegeben hatte, war sie noch in sich gekehrter, als sie es ohnehin ist. Dotta legte sich auf den Rücken, räkelte sich spielerisch.

»Die möcht ich morgen gern mit nach Haus nehmen«, sagte Suse und kitzelte Dotta mit den Zweigen. Die Katze tatzte begeistert nach ihnen.

»Von den Knospen wird nicht viel übrigbleiben, wenn Dotta sie weiter mit ihren Krallen kämmt«, antwortete ich.

Susanne lächelte, schnitt zwei Efeuranken und ging Richtung Buchsbaumhecke.

»Telse, deine Flaschenpost an die Maulwürfe ist angekommen!« Susanne zeigte auf die Hügellandschaft.

Tatsächlich, die samtene Wühler schienen es zumindest vor der Buchsbaumhecke aufgegeben zu haben, unseren Rasen in ein Gebilde zu verwandeln, das eher an Tagebau denn an eine Grünfläche erinnerte. Wütend hatte ich leere Weinflaschen in die riesigen Haufen gegraben.

»Stimmt«, sagte ich. »Bleibt nur die Frage, ob Flaschenhalse im Rasen dekorativer sind als Maulwurfshügel.«

»Viktor hat eben doch recht, wenn er sagt, wir brauchten endlich eine echte Naturkritik«, sagte Susanne grinsend. »Guck mal, hierher sind die Biester ausgewandert.« Sie zeigte auf drei monstrosöse Erhebungen auf dem Rasen vor der Hintertür.

»Na gut, hier werde ich sie dulden. Ist sogar ganz praktisch. Viktor hat natürlich wieder keinen Streusand gebunkert. Wenn's friert, kann ich die Erde auf dem Fußweg verteilen. Außerdem kann man hier sowieso nicht von Rasen sprechen. Wegerich, Gänseblümchen – Mensch, die blühen ja auch schon. Außerdem kommt Dotta hier regelmäßig vorbei. Ich hab sie schon mehrfach gebeten, sich des Problems anzunehmen. Aber deine Diva ist sich für solche Alltagsarbeit natürlich zu schade.«

»Was macht deine Schnupfennase?«

»Och, wenn ich den leidenden Viktor sehe, fühle ich mich kerngesund.«

»Ich koche jetzt für meine kranken Freunde Tee«, sagte Suse.

»Sind noch welche von deinen tollen Kokosplätzchen übrig?«

Ich nickte.

»Oder möchtest du lieber eine kleine Portion Mäuseragout?« Suse zeigte auf Dotta, die stolz, aber betont lässig, eine Maus quer im Maul, zur Hintertür unterwegs war. Dort legte sie ihre Beute auf die Fußmatte. Es handelte sich also um ihr erstes Geschenk für uns im neuen Jahr.

»Ich will überhaupt nie wieder etwas essen«, sagte ich. »Ich hab mindestens drei Kilo zugenommen über die Feiertage. Weißt du eigentlich, wie gut du es hast? Genieß es bloß, daß du Rehrücken, Gänsebraten, Marzipan und Rotwein in beträchtlichen Mengen zu dir nehmen kannst, ohne zuzulegen.«

Suse nickte. »Mach ich. Aber vergiß bitte nicht, daß wir jetzt in ein Alter kommen, in dem auch Schlanksein seinen Preis hat. Bei Lichte besehen wird mein Hals dem einer Schildkröte immer ähnlicher.«

Susanne hat eine wunderbare Art, mich mit Schicksalsschlägen aller Art zu versöhnen. Manchmal glaube ich, wenn sie nicht regelmäßig ihre Wochenenden und einige Ferientage bei uns ver-

bringen würde, hätte ich es mit Viktor schon längst nicht mehr ausgehalten.

Es hatte angefangen zu regnen. Und auch das angekündigte Sturmtief war eingetroffen. Für ein Kaminfeuer war es allerdings wieder viel zu warm. Suse hatte den Tee zu lange ziehen lassen. Trotzdem schlürfte Viktor ihn voller Hingabe, mit Ahs, Ohs und lautem Schnauben zwischen den Schlucken. Mit Bartstopfeln im bleichen Gesicht, wirren, ungewaschenen Haaren, im Bademantel, aber mit Socken, gab er das Bild eines erbärmlich kranken Mannes ohne ausreichende Pflege ab.

»Na«, fragte Suse, »schreibst du dich krank nächste Woche?«

»Jetzt hau ich mich jedenfalls wieder hin«, sagte er, füllte seinen Becher noch einmal und schlurfte die Treppe hinauf. Ich wußte, daß er die Hälfte des Tees auf dem Weg zum Bett verschütten würde.

»In einem solchen Aufzug würde sich eine Frau nicht einmal präsentieren, wenn ihr letztes Stündlein geschlagen hat.«

»Viktor ist aber keine Frau.« Susanne steckte sich eine Zigarette an. Durch den nervenzehrenden Thomas Kleinschmidt war sie rückfällig geworden. Dabei war sie so stolz gewesen auf ihr Dasein als Nichtraucherin.

Telefon. Bitte, lieber Gott, laß es weder Mutter noch Schwester sein, dachte ich. Das Zusammensein am ersten Weihnachtstag hatte meine Sehnsucht nach ihnen nämlich für mindestens ein Vierteljahr gestillt. Nein, niemand von meiner Kohlmischpoke, wie Suse meine elterliche Familie treffend nennt, sondern meine einzige wirklich vornehme Kollegin, Christina Wullweber:

»Ja, Telse, tut mir leid, aber ich werde für mindestens vier Wochen ausfallen. Ich muß mich operieren lassen und gehe Mittwoch in die Klinik. Ich habe die Zeugnisse für meine Klasse geschrieben und die übrigen Zensuren aufgelistet. Wie kann ich dir die zukommen lassen?«

Typisch Christina, ist wirklich krank, aber sagt von sich aus kein Wort über ihr Befinden. Und auch auf Nachfrage erfuhr ich nicht, was ihr fehlte.

»Nichts wirklich Bedrohliches. Kann ich dir die Sachen vorbeibringen?«

»Na hör mal, wenn du krank bist, hol ich den Kram wohl besser ab.«

Susanne streichelte Dotta, die sich hingebungsvoll auf ihrem Schoß räkelte, die rechte Pfote geradezu wollüstig und verlangend in Richtung des Teebechers reckend.

Christina hatte einen Moment gezögert. Ich war noch nie bei ihr zu Haus gewesen. Vielleicht möchte sie mich nicht in ihr Allerheiligstes lassen, dachte ich.

»Ja, wenn du das auf dich nehmen magst«, sagte sie. »Wann würde es dir passen?«

»Jetzt gleich zum Beispiel.«

»Christina Wullweber, ist das nicht diese Etepetete-Frau aus Lübeck?« Susanne stupste ihrer Katze mit dem Zeigefinger auf die braune Nase und hatte plötzlich ein ganz zärtliches Gesicht.

»Ja. Sie ist krank, länger krank. Ich fahr mal eben hin und hol ihre Zeugnisse ab. Ist ja nicht weit.«

»Könnte es sein, daß du bei deiner Rückkehr von deinem vorhin geäußerten Vorsatz, nie wieder etwas essen zu wollen, abrückst?«

»Vermutlich werde ich schon vorher schwach, wenn ich beim Imbiß vorbeikomme. Der Mist ist ja, je mehr man gegessen hat, um so hungriger wird man. Ich könnte zur Zeit alle drei Stunden ein Dreigängemenü verdrücken.«

»Klasse. Dann haben wir ja noch einen angenehmen Abend vor uns, und ich könnte schon mal Kartoffeln schälen.«

»Du bist der einzige Mensch auf der Welt, von dem ich mich überwiegend bis vollständig verstanden fühle«, sagte ich und gab Dotta auch einen Stups auf die Nase. Aber von mir wollte sie nicht gestupst werden. Als hätte ich sie mißhandelt statt liebkost, sprang sie auf den Boden und trollte sich mit dem Ausdruck tiefen Beleidigtseins in Richtung Küche.

Christina Wullweber wohnte mit ihrem Mann zwei Dörfer weiter. Ihr Haus ist in dem Sechshundert-Seelen-Nest ebenso ein Fremdkörper, wie sie es in unserem Kollegium ist. Ein Prachtbau mit dem Charakter einer Trutzburg. Weißer Klinker, riesige Fensterfronten. Vor zwei Jahren waren die Wullwebers eingezogen. Aber im Gegensatz zu anderen Kollegen, die ihren Hausbau über Monate zum Pausenfüller machten, hatte Christina während der Bauzeit nie viel über Wünsche und Planung, über Pannen und Fortschritte gesprochen.

Mensch, die haben die Auffahrt mit Kies belegt, dachte ich. Sieht nicht nur edel aus, sondern klingt auch so, wenn man drüberfährt. Die Tore der Doppelgarage waren geschlossen. Was heißt Garage, Autohaus wäre ein angemessenerer Ausdruck. Jedenfalls ist dieser Gebäudeteil größer als die alte Kate, in der unsere Nachbarn wohnen.

Messingschild nur mit dem Nachnamen, Messingklingel, außerdem ein Messingtürklopfer. Was wohl so ein Edelbriefkasten kostet? Christina schien mich schon gesehen oder gehört zu haben, jedenfalls öffnete sie, bevor ich mich zwischen Klopfer und Klingel entscheiden konnte. Krank sah sie nicht aus, eher müde. Ich bedauerte, daß Viktor Christina nicht sehen konnte. Die war krank nämlich genausoweit entfernt von jeder Schlunzigkeit wie gesund. Die Füße steckten in edlen Mokassins. Christinas Jeans saßen wie vor fünf Minuten zum ersten Mal angezogen. Der Kragen ihrer Hemdbluse war im Nacken ein wenig aufgestellt. Wie schafft man die Voraussetzung dafür? Mit Sprühstärke beim Bügeln? Das Seidentuch hatte sie mit einem Krawattenknoten zusammengebunden.

Meine Kordhose hatte Sitzfalten, meine Schuhe, schon ein bißchen ab- und ausgelatscht, waren nicht die saubersten, und meine Jeansbluse hatte ich für fünfundzwanzig Mark auf dem Markt erstanden. An meiner Jacke baumelte immer noch der unterste Knopf, den ich schon vor Weihnachten nachnähen wollte. Sie sieht es bestimmt, wenn sie sie aufhängt, dachte ich. Messinghaken, Messingbügel. Wullwebers schienen dieses Material besonders zu schätzen.

»Ich hab uns einen Tee gekocht«, sagte Christina und wies mit einladender Handbewegung in den nächsten Raum.

»Donnerwetter! Euer Haus ist ja von innen noch beeindruckender als von außen«, sagte ich und fühlte mich durch den Anblick, der sich mir nun bot, endgültig deplaziert. Der Wohnraum war bestimmt hundert Quadratmeter groß und durch Fenstererker strukturiert. In der Mitte stand ein Kamin.

»Ja«, sagte Christina, »wir fühlen uns hier auch wirklich wohl.«

Wohl fühlen, dieses Wort wäre mir ganz bestimmt nicht eingefallen zu all der sparsam und kühl möblierten Weitläufigkeit. Alles wirkte modern und leicht wie die Bewohnerin. Keine Stehrumchen, keine Staubeinchen, nichts von all dem Zubehör von Seidenblumen über Fensterkugeln bis Stoffpüppchen, das viele meiner Kolleginnen so sehr schätzen.

Christina hatte zierliche Teetassen auf einen Couchtisch gestellt. Sie schenkte ein und rückte den Kandis in meine Richtung. Das Porzellan war so dünn, der Henkel der Tassen so klein und zart, daß ich das Gefühl hatte, eine Riesin zu sein, deren Pranken ganz ungeeignet waren, das zierliche Behältnis zu benutzen.

Von Susanne habe ich gelernt, nicht einfach draufloszureden, sondern mein Gegenüber interessiert, aber stumm anzusehen, wenn ich etwas wissen möchte, ohne Fragen stellen zu wollen. Suses Strategie, die sie gelegentlich bei Interviews für ihre Radiosendungen anwendet, war wieder mal erfolgreich. Christina hielt meinem Frageschweigen nicht lange stand.

»Ja«, sagte sie, »ich muß mir die Gebärmutter entfernen lassen. Mindestens vier Wochen werde ich nicht arbeiten können, hat mir der Gynäkologe gesagt.«

Christina war siebenunddreißig. Ein bißchen zu jung für eine solche Operation. Erst recht, wenn keine Kinder da sind und die Eheschließung erst fünf Jahre zurückliegt.

»Das ist eine schwerwiegende Entscheidung. In deinem Alter ganz besonders.«

»Ja.« Sie trank einen Schluck. »Beschwerden habe ich schon lange, und ohne Operation kann ich sie nicht loswerden. So ist es

das beste, die Sache nicht weiter aufzuschieben.« Sie lächelte ein bißchen verkrampft und kämmte sich mit den Fingern der linken Hand die blonden Haarfransen im Nacken. Sie fährt bestimmt nach Hamburg, um sich die Haare färben und schneiden zu lassen, dachte ich.

»Und in welches Krankenhaus gehst du?«

»Nach Brunsbüttel. Ich hätt's eigentlich gern in Lübeck machen lassen. Dann hätte mich meine Tante besuchen können. Aber für Volkert wäre der Weg ja sehr weit.«

»Wenn man krank ist, möchte man dort sein, wo man sich am meisten zu Hause fühlt«, sagte ich.

Christina sah mich verblüfft an. »Ja.« Sie sah plötzlich ganz zart und verletzlich aus. »Stimmt schon, besonders heimisch fühle ich mich hier noch nicht.«

Kein Wunder, bei der Distanz, die sie zu allen hielt. Ich konnte mir gut vorstellen, daß sie überhaupt keine Freunde hatte.

Kurz hintereinander knallten zwei Türen. Es klang, als habe sie jemand im Zorn zugeworfen. Volkert Wullweber kam im Geschwindschritt auf uns zu. Zweimal hatte ich ihn bislang gesehen. Er ist ein bißchen kleiner als seine hochgewachsene Frau und einige Jährchen älter als sie. Sein knappes Nicken in meine Richtung konnte man kaum eine Begrüßung nennen. Im Gegenteil. Er gab mir das Gefühl, nicht nur ein ungebetener, sondern auch ein lästiger Gast zu sein. Er guckte grimmig über seine halbe Brille.

»Ich weiß nicht, wie oft ich dich gebeten habe, die Fahrzeugpapiere rauszulegen, wenn du mit meinem Wagen unterwegs warst.« Sehr unangenehm der Ton, in dem er mit seiner Frau sprach. Unverschämt, wenn man bedachte, daß ich zuhörte.

Christina entgegnete nichts, stand aber auf, und beide gingen in den Flur.

»Kann gut sein, daß ich wegen des Sturms bis Amsterdam mitfahren muß«, hörte ich ihn sagen.

Bis Amsterdam. Aha, dann ist er also Elb- und nicht Kanallotse, dachte ich. Ich wußte so gut wie nichts über die Wullwebers, obwohl Christina seit vier Jahren an unserer Schule arbeitete. Eine

Kollegin ohne Fehl und Tadel. Immer pünktlich, immer freundlich, Klatsch und Tratsch überhörend, alles in allem geradezu beunruhigend perfekt und dabei unnahbar. Sie hatte zwar akzeptiert, daß alle Kollegen sich duzten, aber ihr Du war wie ein Sie.

»Ja, entschuldige bitte«, sagte sie beim Zurückkommen, »Volkert ist in letzter Zeit oft sehr gereizt.« Es klang, als habe sie selbst nicht das geringste damit zu tun. »Ich hol rasch die Zeugnisse von meinem Schreibtisch.«

Ihr Seidentuch war verrutscht, der Knoten hatte sich gelockert und gab den Blick frei auf ein schillerndes Hämatom. War sie gestürzt? Hatte ihr kotzbrockiger Ehemann sie geschlagen?

Sie kam nicht dazu, ihre Blöße zu bemerken, denn gerade als sie sich wieder gesetzt hatte, klingelte das Telefon. Sie sprang auf.

»Nein, mein Mann ist nicht im Hause«, sagte sie leise. Und nach einer winzigen Pause: »Vermutlich ist er morgen abend zurück.«

»Entschuldige bitte«, sagte sie auf dem Rückweg zu mir. Sie griff eilig nach den Zeugnissen.

»Hast du dich verletzt?« Ich zeigte auf ihren Hals.

Wie ertappt legte sie die rechte Hand auf die Stelle. »Ja«, antwortete sie, schluckte und preßte die Lippen aufeinander. Sie wandte den Kopf zur Seite und stand schnell wieder aus ihrem Sessel auf.

»Ich wollte nicht indiskret sein«, sagte ich. Es war mir wirklich unangenehm, sie so aus der Fassung gebracht zu haben.

Sie zog ein makellooses, gebügeltes Taschentuch aus ihrer Hosentasche und tupfte damit an ihrer Nase herum.

»Ja, ich bin völlig durcheinander. Noch nie bin ich ernsthaft krank, geschweige denn im Krankenhaus gewesen. Und hier zu Hause läuft es im Moment auch nicht so gut.«

Jede andere Kollegin, außer Monika Kabelitz, hätte ich jetzt in den Arm genommen oder ein bißchen gestreichelt. Bei Christina kam mir das unpassend vor. Deshalb fühlte ich mich ziemlich hilflos und fragte nur: »Kann ich dir irgendwie helfen?«